Nummer 305 Dienstag, 30. Dezember 1924

Berliner Familien-Zeitung

Das Mahl des Hasses

von Victor Halling

[6. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Und aus welchem Zusammenhang heraus erzählst du mir das? Ich verstehe nicht, wo du hinaus willst."

Wieder sah sich der schlankaufgeschossene Knabe um. „Ich vermute nicht erst seit gestern, daß kein anderer als dieser Brutus Ledenhart der „Zeitungsfritze" ist, den Vater haßt oder fürchtet und um dessentwillen er jetzt wieder so gereizt auf den gesamten Journalistenstand zu sprechen ist. Ich habe gelegentlich Brocken aufgefangen, wenn Onkel Paul mit Vater sprach. Beide kennen Ledenhart, der natürlich auch schriftstellert, seit uralten Zeiten. Und dann mutmaße ich auch, das der andere Ledenhart der Sohn war. Aber Sie wissen es wohl auch nicht, Dr. Jerksen?"

„Welcher andere Ledenhart?"

„Der junge Doktor, der Freda in Garmisch kennen lernte —"

Melchior blieb stehen.

„Was sagt du? Das war ein Dr. Ledenhart? Derselbe, der in den Bergen .. ums Leben kam?"

Fritz Lüttwein nickte. „Sie wissen, daß Freda damals schwer erkrankte. Es war überhaupt eine sehr aufregende Zeit. Es muß in Garmisch einen Auftritt zwischen meinem Vater und dem Vater des Verunglückten gegeben haben. Nur eins konnte ich nicht feststellen, ob der jetzt so viel genannte Brutus Ledenhart dieser Vater ist. Die Annahme liegt aber nahe."

Melchior Jerksen hatte gespannt zugehört. Seine Anteilnahme für Freda war nicht oberflächlich. Seit den ersten Worten, die Frau Hermine von sich gegeben hatte, beschäftigten sich seine Sinne unausgesetzt mit der Tragödie, über die so geheimnisvolle Schleier gebreitet lagen. Fritz erklärte ihm manches; vor allem verstand er nun, was Frau Hermine von der völlig unerwünschten Werbung des Mannes gesagt hatte. Wenn der Volksapostel und Arbeiterbetörer Brutus Ledenhart tatsächlich der Vater war ..?

„Und Freda? Deine Schwester weiß es nicht?"

Fritz schüttelte den Kopf. „Sie glaubt — und so war es ihr wohl gesagt — daß die Eltern des in Garmisch Verunglückten nicht mehr am Leben sind. Immerhin vermutet sie, da ja der Name Ledenhart nicht häufig ist, daß es sich um einen Verwandten handelt. Ich sah, wie meine Eltern einen schnellen, scheuen Blick wechselten, als sie von dem bevorstehenden Vortrag sprach. Etwas ist hier geheimnisvoll."

„Und warum willst du durchaus dahinter kommen?"

„Weil ich wittere, daß Brutus Ledenhart der Mann ist, dem ich Vaters grundsätzlichen Widerstand gegen meine Zukunftspläne zu verdanken habe. Ist er Vaters Feind, so muß ich auf Mittel und Wege sinnen, ihn zu Vaters Freund zu machen. Natürlich ahne ich noch nicht, wie. Aber da es vielleicht Zusammenhänge mit Freda gibt —"

„Das ist doch nur eine ganz lose Vermutung", sagte Melchior gegen seine bessere Ueberzeugung.

„Um darüber ins Reine zu kommen, wende ich mich ja gerade an Sie, Dr. Jerksen. Ihr Name fiel vorhin, als Sie mit Freda abseits standen. Ich hörte, wie Mutter sagte, man müßte Sie bitten, Freda in den Vortrag zu begleiten. Sie seien schon in alles eingeweiht."

„Keineswegs. Du wirst dich verhört haben. Ueberhaupt — warum sich das junge Primanerherz unnötig beschweren? Und was deine Zukunftspläne anbelangt, so ist, meine ich, das letzte Wort noch nicht gesprochen. Abwarten!"

„Ostern verlasse ich die Schule", sagte Fritz, seine Ungeduld entschuldigend. „Es ist richtig: Vater will mir freie Hand lassen, was ich dann treibe. Die Fabrik, ohnehin zum Aktienunternehmen herangewachsen, wartet nicht ausgerechnet auf meine Wenigkeit. Aber zu dem Beruf, zu dem es mich zieht, versagt mir der Vater die Erlaubnis. Und verhört, wie Sie sagen, habe ich mich ganz bestimmt nicht. Vater hörte Mutter nachdenklich zu — und sehen Sie, da kommt die Mutter schon!"

„Nicht wahr, hier ist alles höchst malerisch", nahm Frau Hermine, ihren lachsfarbenen Sonnenschirm drehend, das Gespräch auf. „Fritz hat Ihnen alles gezeigt? Ein sehr namhafter Gärtner, in seinem Fach ein regelrechter Künstler, hat das alles aus dem Sandboden gestampft. Nun wohnen wir leibhaftig zwischen Wäldern und Seen, und es kam dem Haus zugute, daß sich der stehengebliebene Teil des Waldes hügelig erhöht."

„Wunderbar." Melchior wußte, daß Frau Lüttwein auch mit der trivialsten Antwort zufrieden war. Sein Auge suchte Freda.

„Fritz, deine Schwestern haben Besuch. Die kleine, nette Margot Bülow ist gekommen. Du wirst ihr guten Tag sagen wollen."

Der Knabe folgte gehorsam.

„Wie schnell er ein erwachsener Mensch geworden ist!" sagte seine Mutter, auf eine der weißen Bänke zusteuernd. „Dabei der Jüngste in seiner Klasse."

„Wahrhaftig?" Melchior fragte, ob Fritz viel Sport treibe. Seine Haut sei so sonnig-braun. Er erkannte erst jetzt, daß er viel Aehnlichkeit in den Bewegungen mit Freda hatte. Seine Glieder waren kräftig, rassig und elegant — ein Spiel des Zufalls; denn vom Vater hatte er nur die graublauen Augen und von der Mutter den etwas vortretenden, weichen Mund.

Frau Hermine bejahte und fügte hinzu, er zeichne sich dafür auch durch einen besonders guten Appetit aus. Sie lud zum Sitzen ein und sagte, sie sei mit vielen Fragen in Anspruch genommen, wie dies und jenes zu machen sei .. „Fragen, über die sich sonst so gut mit Ihrem lieben Herrn Papa reden ließ. Nun kommen Sie heute wirklich wie gerufen."

„Selbstverständlich stehe ich Ihnen gern zur Verfügung."

„Sie unterhielten sich gut mit Freda", steuerte Frau Hermine auf ihr Ziel los. „Sie ist Ihnen ja auch keine Fremde, und das ermutigt mich zu einer Bitte."

Und nun geschah, was Fritz vorausgesagt hatte. Es handelte sich um den Ledenhartschen Vortrag, den Freda besuchen wollte. Dieser Brutus Ledenhart, dessen Gefolgschaft weit über die eigentlichen Arbeiterkreise hinausreichte, war wirklich der Vater des in Garmisch Verunglückten." Das sollte Freda nicht erfahren, damit nicht alte Wunden wieder aufgerissen würden. Aber der Zufall spielte ja bekanntlich oft wunderlich. Es könnte sich beispielsweise fügen, daß in diesem Vortrag Freda von unberufener Seite erfahre, was man so sorgfältig vor ihr geheim gehalten habe.

„Oder, was ebenfalls im Bereich des Möglichen liegen würde, sie könnte an den unangenehmen Menschen mit der Frage herantreten, ob er mit dem Dr. phil. August Ledenhart in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden habe. Die Folgen — wahrscheinlich eine brüske Abweisung seitens des grollenden Vaters — wären nicht auszudenken. Um es kurz heraus zu sagen: Wir möchten die große Bitte an Sie richten, unser Kind in diesem Vortrag zu begleiten. Wissen wir sie in Ihrer Hut, so wäre uns das eine unendliche Beruhigung. Haben Sie schon über Donnerstag Abend verfügt?"

„Durchaus nicht." Melchior gestand sich, daß es ein heikles Ansinnen war, das an ihn gerichtet wurde ... ein Versteckspiel ... eine Unehrlichkeit, der er es verdanken sollte, einen Abend lang mit dem ihm keineswegs gleichgültigen Mädchen zusammen zu sein. Aber gerade die Aussicht, mit dem schönen Mädchen, von den Eltern eigens dazu bestellt, mehrere Stunden zu verbringen, überwog die schnell aufsteigenden Bedenklichkeiten. Er sagte zu.

Frau Hermine hielt seine beiden Hände. „Sie glauben gar nicht, wie dankbar wir Ihnen für diesen Liebesdienst sind. Sie nehmen uns eine große, große Sorge ab. An meinen Bruder als Begleiter war nicht zu denken. Ledenhart kennt ihn. Wir wußten keinen Ausweg."

„Wenn es Fräulein Tochter nicht unangenehm ist —"

„O, das denken Sie nur nicht! Lassen Sie alles andere nur meine Sorge sein! Und wir dürfen Sie dann also am Donnerstag um sechs Uhr zum Essen erwarten?"

„Es ist abgemacht, gnädige Frau."

Er empfahl sich mit liebenswürdiger Gewandtheit. Frau Lüttwein war entzückt, daß er ihr die Bitte nicht abgeschlagen hatte. Und auch die Töchter nahmen in herzlicher Freundschaft von ihm Abschied — was bei Utta schon etwas sagen wollte.

„Ich beglückwünsche dich zu der Eroberung", sagte letztere zu Freda, und es sollte nicht ironisch klingen. „Du hast auf Melchior Jerksen sichtlich Eindruck gemacht."

„Lächerlich!" gab die Schwester zurück.

„Finde ich nicht. Schließlich leben wir in einer anderen Zeit. Heute könnte ein Fürst Windischgrätz nicht mehr predigen was in anderer Form mir in deinem Alter ewig eingeblasen wurde, daß der Mensch erst beim Baron anfängt."

„Huh .. wo hast du denn plötzlich die Belesenheit her?"

„Was soll man in Robischken anders machen?" Utta gähnte. Nach einer Weile begann sie von neuem: „Zudem hat Dr. Jerksen ein schönes Stück von der Welt gesehen. Für Forscher habe ich immer viel übrig gehabt. Sehr vernünftig von dir, daß du dich so nett mit ihm unterhieltest."

(Fortsetzung folgt.)

Millionen, die niemand haben will

Ungehobene Schätze in amerikanischen Banken — Die Grenze der Gedächtnisschwäche — Dreißigtausend Erben gesucht — Banken auf „Staatskosten"

Amerika gehört zu den glücklichen Ländern, in denen nicht jedermann von einem Dutzend Behörden mit den Personalien von Eltern, Großeltern und Urahnen registriert wird. Ist man einmal dem Filter der Einwanderungsbehörden entronnen, so kümmert sich niemand mehr darum, wo man wohnt, wie man heißt und welchen Beruf der Großvater mütterlicherseits gehabt hatte.

Dieses System individueller Freizügigkeit hat in Banken und Sparkassen der Vereinigten Staaten eine sonderbare Erscheinung gezeitigt. Dort liegen nämlich, in Kontobeträgen geringer Höhe, zumeist unter 100 Dollars, Millionenwerte, die niemand reklamiert. Man weiß nichts von den rechtmäßigen Besitzern, sie sind verstorben, verdorben, verschollen. Nur manchmal führen eigenartige Zwischenfälle zur Auffindung eines Erben, der nichts von seinen Ansprüchen wußte. Viele tragische Romane sind um solche vergessenen Bankkonten gewoben, die plötzlich irgendeinem armen Teufel zufielen. Nicht selten zerstört hier die Dämonie des Geldes ein Menschenleben. So wohnte in New-York eine unbemittelte Witwe, die sich und ihre Kinder in jahrelanger zäher Arbeit über Wasser gehalten hatte. Eines Tages wurden ihr aus einem vergessenen Konto, als dessen Erbbesitzer sie festgestellt wurde, einige tausend Dollars ausgezahlt. Der Segen wurde nun zum Verderben. Sie ergab sich dem Trunk und ging elend zugrunde.

Aber auch an heiteren Episoden ist die Geschichte solcher schlafenden Bankkontos nicht arm. In einer New-Yorker Bank wird heute noch in den Büchern der Name einer gewissen Johanna Murphy geführt, die einstmals durch den Besitz einer Aktie Mitinhaberin der Bank war. Indessen ist sie seit 1824 verschollen. Heute warten 185 Dividenden dieser Aktie darauf, an ihre Erben ausgeschüttet zu werden, und da der ehemalige Pariwert der Aktie von 50 Dollars auf einen Marktwert von 320 Dollars gestiegen ist, ergibt sich aus diesem schlafenden Guthaben eine recht stattliche Summe, die mancher gern haben möchte. Es hat denn auch nicht an Interessenten gefehlt, die ihre Erbberechtigung nachweisen wollten. Alle Sturmangriffe auf diese herrenlose Aktie sind indessen kläglich zusammengebrochen. Die angeblichen Erben blieben den ersten Beweis ihrer rechtlichen Anwartschaft schuldig: eine dunkle Hautfarbe. Mrs. Murphy war nämlich eine Negerin gewesen.

Und dann war da ein hochangesehener Geschäftsmann, dem man eines Tages mitteilte, er habe noch ein Guthaben auf einer Bank, das seit einem Jahre nicht „gearbeitet" hatte. Diese Tatsache fand der Yankee in seiner Auffassung von business derart empörend, daß er die Vaterschaft an jenem Konto glattweg ableugnete. Man präsentierte ihm seine Unterschrift. Er erklärte sie für falsch. Der Bankier war ratlos. Das Konto blieb bestehen. Indessen summierte es sich im Lauf der Jahre durch Zinsen und Zinseszinsen so erheblich, daß man schließlich abermals einen Versuch machte, den Inhaber mit seinen Zechinen zu befreunden. Und siehe da, als der hochangesehene Geschäftsmann erfuhr, wie wacker das verleugnete Kind gewachsen war, fand er plötzlich doch noch die Erklärung, daß das Konto in der Fülle der Arbeiten vergessen werden konnte.

In einem anderen Fall wurden noch nach fünfzig Jahren die Kinder eines damals verstorbenen Fabrikbesitzers, dessen Frau irrsinnig geworden war, festgestellt, und die nun auch bereits betagten Erben sahen sich plötzlich im Besitz von 10 000 Dollars.

Die Werte, die in der geschilderten Weise in amerikanischen Banken schlafen, sind beträchtlich. Allein im Staat New-York, hauptsächlich in New-York selbst, liegen über 30 000 Bankguthaben, deren Eigentümer man nicht kennt. Man schätzt ihren Wert auf etwa zwei Millionen Dollars. Ein sonderbares Bild aus dem Land der Kontraste: jedermann hastet und jagt dem rollenden Dollar nach, und hier werden Jahr und Tag vergeblich dreißigtausend Menschen, dreißigtausend Erben gesucht, um ihren Besitz in Empfang zu nehmen ...

Den Banken sind diese herrenlosen Konten auf die Dauer lästig. Viele sind dazu übergegangen, sich nach einer bestimmten Frist, in der ein Konto keine Veränderung aufweist, mit dem Kunden auf dessen Kosten in Verbindung zu setzen. In manchen Fällen werden sogar Zeitungsanzeigen aufgegeben, um verschollene Bankkunden aufzufinden, und festangestellte Rechtsanwälte arbeiten in einigen Bankbetrieben ständig nur auf dem Gebiet der Kundensuche.

Andere Banken haben es mit der Auffindung verschollener Kunden weniger eilig. Die Toten reden nicht, und für die Lebenden ist es in manchen Fällen ungeheuer schwierig, einen Erbanspruch nachzuweisen. Und man erzählt sich in New-York, daß diese oder jene in neuerer Zeit erbaute Bank ohne die „Schläfer" — wie die herrenlosen Konten genannt werden — nicht denkbar gewesen wäre, und als jetzt in einem nördlichen Staat der Union eine prächtige Bank auf „Staatskosten" errichtet wurde, behaupteten skeptische Zungen, daß weniger der betreffende Staat als vielmehr die Masse der unerweckten „Schläfer" das Kapital hierzu gegeben habe. ...

F. Z.

Silvestergedanken eines Junggesellen

Dies Jahr haben's die Ehemänner gut: 1925 ist kein Schaltjahr; da sind sie einen Tag weniger verheiratet.

Das glücklichste Menschenalter ist 15 bis 16; da hat „jeder Deutsche seine Gans im Kopf".

Je schwerer die Zeiten, desto dünner der Silvesterpunsch? — Hast du 'ne Ahnung!

Und wie sollen sie schon schwerer werden? — Wenn die Not am größten, ist der Gerichtsvollzieher am nächsten.

Also ein neues 365-Tage-Rennen! — Da wird eben weiter gestrampelt, bis der Pneumatik platzt.

Mein Neujahr-speech heißt: Möge Frieden
Auf Erden werden, aber bald!
Und wer ihn schnöde stört, entschieden
Verhauen werden, daß es knallt!

Fräulein Ranka

Eine sehr sentimentale Geschichte von Theodor Fanta

Die Bureaufenster werden geputzt, die Uhr wird aufgezogen, die Aschenbecher werden geleert und Fräulein Ranka rechnet. Es ist halb sieben Uhr abends. Die Aufwärterin erzählt etwas. Fräulein Ranka lächelt milde, nickt und rechnet. Oder zieht mit Feder und Blechlineal schnurgerade Wege in das Hauptbuch für den Aufmarsch der Zahlen. Herr Liebl, Herr Zimt, Herr Lakus sind schon fortgegangen. Fräulein Ranka ruht sich einen Augenblick aus und schaut auf die Straße.

Melancholisch zittert der Rest eines Zopfes wie ein zusammengerollter Regenwurm auf der höchsten Spitze ihres ellipsenförmigen Kopfes. Ihre Ellbogen stecken in schwarzen Etuis. Zum Schutz gegen Staub und auch als Schützer für das scharf Ausgeprägte ihres Knochengefüges. Welche Seelengröße, Resignation, Ruhe und Schamhaftigkeit liegt

in den Falten des weit über die Hüften hinaufgezogenen Rockes.

Während der Bureaustunden streitet Fräulein Ranka mit Herrn Liebl in einem klagenden, weinenden Tone. Und Herr Liebl, eine blonde, verbissene Mostapfelphysiognomie, wirft ihr ein grobes Wort zu. Sie erschrickt, wird bleich und hat den ganzen Tag vertränte Augen! Der Resonanzboden ihrer Seele dröhnt und sie zwingt sich zu einem verzeihenden Lächeln. Denn sie liebt Herrn Liebl. Achtzehn Jahre lang atmet sie täglich seine Flüche hungrig ein und lächelt. Manchmal sagt sie plötzlich: „Herr Liebl!" Und findet nichts Passendes, um den Satz zu vollenden, als die Verbesserung einer Hauptbuchseite. So entstehen die Streitigkeiten. Herr Liebl geht schon das siebenundzwanzigste Jahr in ein und dasselbe Bureau, verdient gerade so viel, um allein leben zu können.

Die Aufwärterin macht seine Schreibtischschublade auf und nimmt Papiere, Reste vom Gabelfrühstück, heraus. Sie stöbert die Papiere durch, liest einen Zettel: „Ich liebe Dich!" Und wirft alles in den eisernen Ofen.

Inzwischen hat Fräulein Ranka kunstvoll ihren Bleistift angespitzt. — — Sie trocknet eine Träne mit dem Tintenlöscher ab ...

Das Pantoffelwerfen

Ein Silvesteraberglaube

Das Pantoffelwerfen ist ein alter Silvesterbrauch, der zumeist in Norddeutschland eingebürgert ist. Nach uralter Sitte warfen die jungen Mädchen in der Silvesternacht, in der Scheidestunde des alten und neuen Jahres, ihren auf dem Fuße befindlichen Pantoffel sich über den Kopf — das heißt, sie schleudern ihn nicht mit der Hand, sondern eben mit dem Fuße, worauf er hängt, über den Kopf hinterwärts — und steht danach die Spitze des Pantoffels aus dem Hause, der Stube, dem Hofe, heraus, weist sie nach draußen, so verläßt die Werferin im neuen Jahre als junges Weib das Haus, während umgekehrt, also wenn die Pantoffelspitze nach innen, der Hacken nach außen steht, das Mädchen auch im neuen Jahre noch im Hause bleibt, noch keinen Freier bekommt. Man sieht auch hieraus — und jeder Ehemann wird uns recht geben — welche wichtige Rolle der Pantoffel im weiblichen Leben spielt.

Die Konfettischlacht

Ich bin nicht abergläubisch, aber wenn eine alte Frau, die eine Katze auf dem Arm trägt, mir ausgerechnet in der Silvesternacht auf den Fuß tritt, so bringt das keinesfalls Glück.

Und so geriet ich kurz nach dem Prost Neujahr in eine herrliche Konfettischlacht. Eine junge Dame hatte es mir besonders angetan, und ich warf ihr einige Pfund schöne bunte Papierschlangen um den wohlgeformten Körper. Die Dame hatte aber leider einen Kavalier, und dieser Herr konnte mich wohl nicht leiden, denn plötzlich nahm er ein Bierseidel, trank es in einem Zuge aus und warf es mir dann ins Gesicht. Ich taumelte, wankte, ärgerte mich, faßte in den Mund und holte mir drei Backzähne heraus. Ich nahm die drei Backzähne und warf sie dem rabiaten Menschen an den Kopf. Das schien sehr wehe getan zu haben, denn er schrie furchtbar: „Das Aas schmeißt mit harte Gegenstände!" Die anderen Fest- und Schlachtteilnehmer kamen ihm zu Hilfe und machten mich vollends zahnlos.

Wir haben uns dann wieder vertragen, und ich bekam durch einen Gummischlauch meinen Silvesterpunsch eingeflößt, aber eins weiß ich, ich werfe nie wieder mit harten Gegenständen.

Orje.